

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Kundschau

Neutralität und Wirtschaftskrieg.

Der britische Wirtschaftskrieg und das geltende Seekriegsrecht, von Victor Bruns.

Verlag Carl Heymann, Berlin 1940.

Diese Arbeit ergänzt die ohne Wissen des Verfassers fast gleichzeitig erschienene Schrift „Neutralität, Blockade und U-Bootkrieg in der Entwicklung des modernen Völkerrechtes“ von Dr. Ottmar Bühler (vgl. Buchbesprechung Februarheft 1941, Seite 564). Lehrreich sind die sachlich gehaltenen Ausführungen über das geltende Seekriegsrecht. Art. 16 des Völkerbundspaktes (wirtschaftliche Sanktionen) wird als Kodifikation der britischen Handelskriegspraxis bezeichnet, wobei die Widersprüche des englischen Wirtschaftskrieges zu den geltenden Bestimmungen des Seekriegsrechtes und zu den völkerrechtlich anerkannten Grundsätzen der Neutralität dargelegt werden.

Von besonderer Bedeutung sind die Abschnitte über das Grundsätzliche der Neutralität und über die Stellung der neutralen Länder im gegenwärtigen Krieg. Die Maßnahmen der Niederlande, Belgiens und der Schweiz zur Sicherung der wirtschaftlichen Neutralität werden eingehend besprochen. Für die Schilderung der schweizerischen Verhältnisse stützt sich der Verfasser auf die amtlichen Veröffentlichungen und insbesondere auf das Referat von Dr. C. Koechlin, das er als Präsident der Basler Handelskammer „wohl sicher in Übereinstimmung mit den zuständigen Regierungsstellen“ im September 1940 im Schoße des Basler Handels- und Industrievereins gehalten hatte und der Öffentlichkeit zugänglich machte.

Die Stellung der neutralen Schweiz innerhalb des Völkerbundes und insbesondere die Bedeutung des Art. 16 des Völkerbundspaktes für die Schweiz werden des langen und breiten behandelt. Dabei wird der in der Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung vom 4. August 1919 über die Frage des Beitrittes der Schweiz zum Völkerbund vertretene, wirklich unglückliche, glücklicherweise aber überwundene Standpunkt kritisiert, die Neutralität sei ein „wesentlich militärisches“ Verhältnis.

Die Haltung der Schweiz während des abessinisch-italienischen Krieges wird als Rückkehr auf halbem Wege zur alten Neutralitätspolitik geschildert. Während der Verfasser das Schwergewicht seiner Ausführungen auf die Haltung der Schweiz im Jahre 1919 beim Eintritt in den Völkerbund verlegt, erwähnt er nur in wenigen Sätzen die Rückgewinnung der absoluten Neutralität durch die Erklärung des Völkerbundsrates vom 14. Mai 1938. Für die Stellung der Schweiz im gegenwärtigen Krieg ist jedoch die vor Beginn dieses Krieges wieder erreichte absolute Neutralität maßgebend und nicht die durch einen Kompromiß entstandene praktisch unhaltbare Lage, mit dem man Völkerbundstreue und Neutralität miteinander in Einklang bringen wollte und die nun der Geschichte angehört.

Brunn arbeitet klar die Verpflichtungen der neutralen Staaten zur Abwehr von Neutralitätsverlegerungen heraus und betont, daß ein neutrales Land lediglich mit einem diplomatischen Protest oder einer Rechtsverwahrung seiner Pflicht zur Beseitigung von neutralitätswidrigen Zuständen nicht Genüge leiste. Ein neutraler Staat hat seine Neutralität erst dann gewahrt, wenn er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zur Abwehr einer Neutralitätsverlegerung durch eine Kriegspartei schreitet, wobei es unwesentlich ist, ob die Abwehrmaßnahmen von Erfolg begleitet sind oder nicht. Völkerrechtlich ist somit alles in Ordnung. Was der Verfasser aber nicht bespricht, sind die ungeheuren praktischen Schwierigkeiten, die im einzelnen konkreten Fall entstehen. Die Dreiseitigkeit des Rechtsverhältnisses der Neutralität bringt diese Schwierigkeiten zwangsläufig mit sich; denn das Dulden einer Neutralitätsverlegerung wird von der durch die Neutralitätsverlegerung benachteiligten Kriegspartei als Kriegsgrund aufgefaßt, während anderseits ein Versuch zur tatsächlichen Abwehr oder zur Beseitigung des neutralitätswidrigen Zustandes durch Gegenmaßnahmen oder mit Gewalt zu Konflikten mit der andern Kriegspartei führen kann. Verhältnismäßig einfach ist der Sach-

verhält bei rein militärischen Neutralitätsverletzungen. Auf dem Gebiete des Wirtschaftskrieges, wo auch die Versorgung der Bevölkerung mit im Spiele steht, liegen die Verhältnisse wesentlich komplizierter, was schon aus der Darstellung der Rechtslage, wie sie Bruns in seinem Buch bietet, hervorgeht.

Sam Stroß.

Treue und Ehre.

P. de Ballière: „Treue und Ehre“. Geschichte der Schweizer in fremden Diensten. Les éditions d'art suisse ancien, Lausanne 1940. (Deutsche Übersetzung von Walter Sandoz.)

1912 erschien in Neuenburg (Verlag Zahn) unter obigem Titel ein für die damalige Zeit reich mit dokumentarischer und einer einheitlichen künstlerischen Illustration von Burkard Mangold, Basel, begleitetes Buch. Es drang in völliges Neuland ein. Unsere schweizerische Landesgeschichte ist gut bekannt; daneben gab es aber auch durch die Jahrhunderte hindurch eine anfangs mit der ersten eng verflochtene, dann aber parallel laufende andere, die Geschichte der Bündnisse der Eidgenossenschaft mit dem Ausland und der Sold Dienst, der später auf Grund von Militärverträgen genau geregelt war. Das Werk de Ballières hat damals einen vergessenen wesentlichen Abschnitt der Schweizergeschichte wiederum in den Vordergrund gestellt und eine lange Zeit verkannte Einrichtung zu Ehren gezogen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat man die glänzenden Taten und den wichtigen Einfluß des Fremdendienstes aus politischen Gründen totgeschwiegen und bewußt der Vergessenheit anheimfallen lassen und doch hielt, wenigstens im 17. und 18. Jahrhundert, gerade diese Institution den kriegerischen Ruf der Eidgenossenschaft in aller Herren Ländern wach. Man darf sogar sagen, daß die Neutralität in jener Zeit der inneren Zerrissenheit der Eidgenossenschaft sich nur durch diese Militärbündnisse, welche die äußere Politik der Eidgenossenschaft bedingten, aufrecht zu erhalten vermochte. Ballières Buch hatte damals einen großen Erfolg und ist schon seit Jahren vergriffen.

Die „Editions d'art suisse ancien“ haben sich ein großes Verdienst erworben, indem sie sich zu einer vollständigen Neuauflage der ersten entschlossen. Seit 1912 befaßten sich verschiedene Forscher eingehend mit der Geschichte der Schweizer in fremden Diensten und ließen neue Gesichtspunkte aufleuchten. Ballière hat in seinem heutigen Werk den Inhalt in der Hauptsache umgearbeitet. Vom wieder verwendeten alten Text hätte manches weggelassen oder straffer gefaßt, einzelne, etwas vernachlässigte Partien, wie die Dienste in außereuropäischen Ländern, hätten erweitert werden können. Doch bei dem großen Umfang der Masse bedeutet dies nur einen kleinen Schönheitsfehler. Das neue Buch hat nicht nur seine vaterländische Bedeutung gewahrt und erweitert, als wichtige Quelle die allgemeine Schweizergeschichte ergänzt und neue Ergebnisse gezeitigt, sondern es ist dazu noch bedeutsam für die allgemeine Kriegsgeschichte.

Seine Gliederung zerfällt in drei Hauptteile. Der erste behandelt „Die Reisläuferei der Schweizer Söldner bis zum ewigen Frieden von Freiburg 1516 und dem Bündnis mit dem König von Frankreich“. Von den Anfängen der ausländischen Dienste im Mittelalter sehen wir ihre Entwicklung und ihre Ausdehnung von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zu den Burgunderkriegen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts stritten die Schweizer in den italienischen Feldzügen in eigener Sache und trieben europäische Politik. Die ruhmvolle Niederlage bei Marignano, 1515, bereitete dieser Großmachtstellung ein Ende. Von da an wurde der eidgenössische Expansionstrieb in den Fremdendienst abgeleitet, und die Schweizer kämpften teils als Verbündete, teils als Söldner in allen Ländern Europas. Sie sind die Begründer und Lehrmeister der europäischen Infanterie geworden. Der wesentliche zweite Teil ist betitelt „Die Politik der fremden Bündnisse vom schweizerisch-französischen Vertrag 1521 bis zum Ende der Militärkapitulationen 1860“. Dieser Hauptabschnitt führt uns auf alle Schlachtfelder in und außerhalb Europas. Im Laufe dieses Zeitraums dehnt sich der Fremdendienst in ungeahntem Maße aus. Ursprünglich nur dem Papst und Frankreich verpflichtet, treffen wir die Schweizerregimenter in Holland, England, in Neapel, Genua und Benedict, in Savoyen, im Dienste des Kaisers (Österreich), in Schweden,

Sachsen und Preußen, bei den beiden letzteren Ländern allerdings nur als Haussoldetruppen.

In allen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts stehen die Schweizerregimenter im vordersten Tressen. Auf die Vor- und Nachteile des Fremdendienstes wollen wir hier nicht eintreten. Er war nicht nur durch die geschichtlichen Ereignisse, sondern auch durch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der Schweiz bedingt. Der Verfasser hat sich nicht bloß eingehend mit der Struktur dieser schweizerischen Regimenter und ihres Offizierskorps, ihrem inneren Leben, das eine Eidgenossenschaft im Kleinen vorstellt, eingehend auseinandergesetzt, sondern uns auch den kulturellen Einfluß des Fremdendienstes in Bezug auf das geistige Leben, Kultur, Kunst und Wissenschaft vor Augen geführt.

Der dritte Abschnitt befaßt sich mit der Zeit „Nach der Aufhebung des Fremdendienstes“. Bis in die Neuzeit finden wir Schweizeroffiziere in hervorragenden Stellungen in fremden Heeren.

Mit einem Namensregister, dem Verzeichnis der Illustrationen und dem der farbigen Tafeln schließt de Ballières Werk ab. Der Textteil umfaßt 755 Seiten. Die Bebilderung zeigt gegen 1000 Lichtdrucke, dazu treten 32 farbige Tafeln nach zeitgenössischen Originalen. (Graphische Werkstätten Roto-Sadag A.-G., Genf.) Das Illustrationsmaterial der alten Ausgabe ist vollständig umgearbeitet worden, denn seither ist eine große Fülle neuer bildlicher Dokumentation zum Vorschein gekommen. Zur Verwendung gelangten nur zeitgenössische Bildquellen; diese führen uns durch die geschilderten Jahrhunderte und geben uns in ihrer Mannigfaltigkeit ein dokumentarisches Bild der verflossenen Kriegsgeschichte der Schweiz.

Text und Bebilderung sind zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen, daß nicht nur für die Kriegsgeschichte, sondern auch für die Waffen- und Uniformkunde von größtem Wert ist, abgesehen davon, daß die Geschichte der Schweizer in fremden Diensten bis heute die ausführlichste zusammenfassende Darstellung gefunden hat. Das Buch de Ballières ist ja kein Generalstabswerk über die ruhmvollen kriegerischen Taten der Schweizer in fremden Diensten. Solche Auseinandersetzungen müssen fachwissenschaftlichen Arbeiten überlassen werden. Was im Rahmen eines Menschenlebens möglich ist, hat der Verfasser in der Geschichte „Der Schweizer in fremden Diensten“ geleistet und uns über diese Glanzzeit schweizerischen Soldatentums ein abschließendes vaterländisches Werk geschenkt.

E. A. Geßler.

Schweizerische Köpfe.

Karl A. Vogt: Hans Waldmann. Verlag Orell-Füssli, Zürich/Leipzig 1938.

Der historische Roman von Karl A. Vogt fußt auf zahlreichen Dokumenten des 15. Jahrhunderts. Der belesene Autor streut mit bemerkenswertem Geschick geschichtliche Texte und alte Volkslieder in die flott und flüssig geschriebene Darstellung.

Wir erleben in anschaulicher Schilderung die stürmische Jugend, den glanzvollen Aufstieg und tragischen Fall des Zürcher Bürgermeisters. Stadt und Landschaft werden zu Schauplätzen lebensfroher Feste und toller Kriegszüge.

Parteistreitigkeiten wechseln mit Streitlichtern aus der hohen Politik.

Hans Waldmann wird als Draufgänger, Politiker und Kriegsmann lebendig gestaltet. Ein neues Motiv ist die romantische Liebesgeschichte mit der Tochter des Ketzerkönigs, die er heimlich auf der Rheininsel bei Straßburg heiratet und die ihm einen Knaben schenkt, was zu seelischen Konflikten gegenüber der Geliebten und dem heranwachsenden Sohne führt. Der Verfasser kennt die Geschichte des „fahrenden Volkes“ und versteht es, durch die alten Bräuche und die eigentümlichen Sitten der Zigeuner manch kulturgeschichtliches Kuriosum einzuflechten.

Das Buch empfiehlt sich durch die Mannigfaltigkeit der Handlung und den begeisterten Einsatz des Autors für seinen Helden, dessen tapferes Ende er in ergriffender Schlichtheit darstellt. Wer Freude an einem biographischen Roman hat, wird da Buch von Karl A. Vogt mit Interesse und Gewinn lesen.

Roosa Schudel-Benz.

Wahlen, Hermann. Johann Rudolf Tschiffeli 1716—1780; Ein Patriot und Menschenfreund. Verlag A. Francke A.G., Bern 1940.

Heute mehr als je verdient die Persönlichkeit Johann Rudolf Tschiffelis An- teilnahme und Bewunderung. Im Augenblick, in welchem die Intensivierung der Landwirtschaft zu einer der entscheidenden Voraussetzungen der Behauptung unserer Unabhängigkeit geworden ist und so die agrarischen Probleme aus der Bedeutung eines zwar immer wichtigen Standesbereichs zur Sorge der Allgemeinheit sich ausweiten, schärft sich der Blick für das, was der einsichtige Berner im 18. Jahrhundert in seiner Heimat gewollt und durchgesetzt hat.

Es ist deshalb besonders dankenswert, daß Hermann Wahlen es unternommen hat, das Leben des Berner Menschenfreundes und landwirtschaftlichen Reformators der Gegenwart nahe zu bringen. Schlicht, kenntnisreich, warm und anschaulich erzählt der Verfasser von der Entwicklung, vom Bemühen und Wirken Tschiffelis. Die Leistung Tschiffelis ist nur aus Herkunft und Umgebung zu erklären und es wird deshalb notwendig das Denkmal seiner Persönlichkeit auch zum Bild des Standes, dem er entwuchs und des Landes, dem er entstammt und dem seine Liebe gehörte.

Wie sich in den Bauten Berns ausländische Stileinflüsse mit nüchternem Wirklichkeitssinn und Ordnungswillen zu vorbildlicher Harmonie verbanden, so nahm auch die Geistesbewegung der Aufklärung bei den langsam-gründlichen Bernern eigene Formen der Verwirklichung an. Lange, ehe sie im Sturm der Revolution die Grundlagen des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Daseins erschütterte, brachte sie in Bern eine vom Patriziat selbst geleitete Agrarreform hervor, bei der sich ihre Menschenfreundlichkeit mit Berner Erfahrung und praktischem Wesen zu glücklichen Ergebnissen verband. Bauernstand und Staat zogen in gleicher Weise von den behutsam durchgeföhrten Neuerungen Nutzen. Die ökonomische Gesellschaft, und in ihr Tschiffeli, der sie begründet hatte, waren die Träger und Förderer der landwirtschaftlichen Umwälzung, die sich durch die Zunahme der Bevölkerung und das Ungenügen des Bodenertrages aufdrängte. An Stelle mittelalterlicher Wirtschaftsformen, des Dreifelderbetriebes und des Flurzwanges trat die intensivere Bodenausnützung, erzielt durch Anbau neuer Gewächsarten und Ausdehnung der Stallfütterung zur Vermehrung der Düngmittel, welche eine Aufteilung ertragsärmer Aummenden ermöglichte.

In ausschlußreicher Weise berichtet Wahlen in seinem biographischen Abriß über diese Vorgänge und zeigt, wie der Impuls edler und opfermutiger Wegbereiter, deren vornehmster auf diesem Gebiet Tschiffeli war, zur Beseitigung der keineswegs fehlenden Widerstände beitrug. Neben den praktischen Leistungen, die traditioneller Fähigung entsprangen, fesselt immer wieder und überrascht die Lauterkeit der Gesinnung des großen Ökonomen, dem der Verfasser zu Recht nicht nur Anerkennung, sondern eigentliche Verehrung zollt. Gemeinnuß vor Eigennuß zu sehen, das hat Tschiffeli nicht nur verkündet, er hat es gelebt.

Rudolf von Fischér.

August Welti, Der Zuger Landammann Georg Joseph Sidler 1782—1861. Ein eidgenössischer Sämann. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich 1940.

Im Zeitalter des absterbenden Liberalismus ist es immer wertvoll, von den so anders gearteten Wegbereitern dieser Epoche zu hören, denen auch der Zuger Landammann Sidler beizuzählen ist. Trotzdem er einer alten Magistratenfamilie entstammte, stand 1799 schon der 19jährige im Dienste der neuen Schweiz und auch als Landammann, Tagsatzungsgesandter und zürcherischer Nationalrat hat Sidler die Ideale der Regeneration nie verleugnet. Er war aber, im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen, kein Fanatiker, er folgte keinen starren Theorien, sondern sah immer das Nächstliegende, das Erreichbare. Von allen liberalen Führern seiner Zeit war er wohl der beste Realpolitiker und konnte so jahrelang an der Spitze des stark konservativen Zugervolkes stehen.

Dennoch war auch er ein Kind seiner Epoche. Nichts ging ihm über den Fortschritt. Im Namen des Fortschrittes hatte er z. B. 1814 die Landsgemeinde ihrer wichtigsten Kompetenzen beraubt und dem dreifachen Landrate als Organ der allgemein erstrebten repräsentativen Demokratie zugewiesen. Beachtenswert ist ferner die starke eidgenössische Färbung seiner Politik. Trotz seiner inner-

schweizerischen Herkunft war er ein ausgesprochener Zentralist. Für ihn bedeutete auch die Bundesreform von 1848, die er selbstverständlich warm begrüßte, nur einen ersten Schritt. Mit anerkennenswerter Uneigennützigkeit und Hingabe diente er seinem geliebten schweizerischen Vaterlande, und mit der Erfüllung der ihm aufertragenen Pflichten nahm er es vorbildlich genau. Z. B. plagten ihn die schwersten Gewissensbisse, als er wegen eines Staatsauftrages im Kanton Tessin einige Sitzungen des Nationalrates nicht besuchen konnte!

So hat Sidler sicher seine Biographie zu Recht bekommen. Wenn er auch wegen seiner Rednergabe von seinen Zeitgenossen eher überschätzt worden ist, so gebührt ihm doch ein bleibendes Denkmal, wie es ihm im Buche von Welti geschaffen worden ist. Welti vermittelt uns trotz seiner journalistischen Herkunft im allgemeinen ein historisch objektives Bild. Höchstens einige Ausdrücke und Redewendungen verraten zu sehr den Standpunkt des Verfassers. Häufig lässt er indessen Sidler direkt zu uns sprechen, sodaß der Leser sich auf alle Fälle leicht ein eigenes Urteil bilden kann. Diese oft Seitenlangen Zitate wirken aber zuweilen etwas schwerfällig. Überhaupt hätte eine gewisse Komprimierung dem sonst verdienstvollen Buche nur nützen können.

Fritz Stucki.

Deutsche Dichtung der Gegenwart.

Ausgaben und Sammlungen.

Es ist die Klage aller, denen die Pflege des Schrifttums am Herzen liegt, daß in den letzten Zeiten immer mehr beim lesenden Publikum die Neigung überhand genommen hat, sich lediglich den sensationell aufgemachten allerneuesten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt zuzuwenden und über dieser Sensationsgier die richtige Lesekultur verkümmern zu lassen. Man kann es von Verlegern hören, wann man will, daß ein Buch, das seinen ersten Weihnachtsmarkt nicht „gemacht“ hat, eingestampft werden kann — was nicht frisch aus der Presse kam, hat kaum mehr Geltung. Diese Frische bedeutet nun zweifellos eine Qualität, aber eine sehr vergängliche, und es gibt bei Büchern noch andere Qualitäten, die mehr ins Gewicht fallen. „Bildung“ ist ja ein umstrittener Begriff: aber um diese anderen Qualitäten von Büchern zu wissen, sie zu achten und durch sie sich bereichern zu lassen, dürfte doch ein wesentliches Merkmal der wahren Bildung sein.

Zum Glück gibt es verantwortungsbewußte Verleger, die sich der Jagd nach dem Allerneuesten mutig entgegenstemmen und in Sammlungen der Lesewelt immer wieder Bücher unterbreiten, die sich nicht nur behaupten sollten, weil sie neu wären, sondern weil ihnen andere, weniger vergängliche Werte innewohnen. Nicht jedes Buch wird in solche Sammlungen aufgenommen, nur das bewährte Bildungsgut der zurückliegenden Zeit, und wenn wir zu einem ihrer Bände greifen, können wir gewiß sein, immer ein Werk in Händen zu halten, das uns etwas Wesentliches an Gehalt und Gestaltung zu bieten hat.

Da gibt z. B. der nie genug zu preisende Leipziger Insel-Verlag eine Bücherreihe „Deutsche Dichter der Gegenwart“ heraus, von der uns einige Bände vorliegen. Vierzig Jahre zurück führt uns der Roman von **Ricarda Huch**, „Michael Unger“, der in der ersten Auflage den Titel „Vita somnium breve“ führte und an dem die Dichterin neben der Fertigstellung ihrer bedeutenden literaturgeschichtlichen Darstellung der Romantik gearbeitet hat. Dieses wissenschaftliche Werk ist durchdrungen von einer liebevollen unmittelbaren Erfassung des romantischen Lebens, und man fühlt es auch bei der Lektüre des Romanes, wie stark in ihm romantisches Künstlertum sich ausgibt — verdanken wir nicht eine große Zahl der uns teuersten Buchwerke der neueren Zeit diesem Wiederaufglühen romantischen Empfindens? — Ein anderer Band der Sammlung schließt unter dem Titel „Die Geige“ vier Novellen von **Rudolf G. Binding** zusammen — „Der Opfergang“, wohl die bekannteste Erzählung Bindings, ist unter ihnen. Es tut wohl, hier einmal eine Reihe von Erzählungen des Dichters zwischen zwei Deckeln zusammen zu haben, man erkennt ihn so noch besser als in den schmalen Bändchen, in denen seine Werke einzeln hinausgegangen sind. Ach, auch er ist ein später Romantiker, aber noch mehr fällt einem auf, da man ihn wieder zur Hand nimmt, mit welcher über-

ragenden Kunst er die deutsche Sprache beherrscht: seine Sätze tragen das Signum des Endgültigen an der Stirn. — Dies läßt sich auch von **Hans Carossa** sagen, dessen autobiographische Werke („Eine Kindheit und Verwandlungen einer Jugend“) die Insel-Sammlung ebenfalls zu einem Bande zusammen schließt. Auch hier beglückt es, was vorerst vereinzelt veröffentlicht war, in einem schönen Bande vereinigt zu besitzen, auch hier bezaubert uns ein später Nachglanz der Romantik und zugleich (und in dieser Prägung ist das neu und bleibt Carossa eigen) eine betörende Eindringlichkeit in der Betrachtung der ursprünglichsten Kräfte des Lebens, eine unbedingte Ehrfurcht vor dem Seienden. Hierin ist uns Carossa in seinen Prosabüchern so nahe, wie es uns Rilke in seinen Versen ist. — Ein historischer Roman, „Die große Fahrt“. Ein Roman von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern“, von **Hans Friedrich Blund**, der bei uns weniger bekannt ist, schildert in gedrängter, doch überaus anschaulicher Weise das Schicksal des Hildesheimer Seehelden Diderik Pining, zur Zeit der Reformation Statthalter des Königs von Dänemark und Norwegen auf Island, seine fahne Fahrt von Grönland nach Amerika, seine Kämpfe um seine Behauptung im Norden und seinen Untergang. Das Buch hat in seinem Vortrag eine dem Thema ausgezeichnet angemessene, gesunde Herbe. Man wird den Blick in seine Welt nie vergessen. — Als historischer Roman darf man auch das bedeutende Buch von **Carl Roth**, „Olivia“, bezeichnen, wenn es schon nicht weit in die Vergangenheit, sondern nur in die Zeit des ausgehenden Weltkrieges und der Rheinlandbesetzung zurückführt. In kraftvoller, bewegter Darstellung läßt es die Menschen, deren Schicksal unter dem Joch der Zeitumstände und ihrer Heimatgebundenheit steht, lebendig werden. Man muß es in einem solchen mit mitühlendem Verständnis geschriebenen Buche wieder einmal lesen, in welche Konflikte, zumal in kriegerischen Zeiten, die Bevölkerung von Grenzgebieten geraten kann. Auch der anständigste Mensch, oder gerade er, wird sich in ausweglose Lagen verstrickt sehen.

Auch der Verlag Albert Langen/Georg Müller in München, dem der deutsche Büchermarkt hervorragende Publikationen verdankt, gibt eine Sammlung „Deutsche Dichter der Gegenwart“ heraus. Darin befindet sich der Band, in dem **Emil Strauß** unter dem Titel „Der Schleier“ sieben Geschichten zusammenfaßt. Zumeist sind es Nahmenerzählungen, in denen gesprächsweise das Schicksal eines Menschen aufgegriffen und erwogen wird. Es sind Kabinettstücke inniger, verinnerlichter Erzählungskunst. Seltsam, daß der Dichter, der doch aus der unmittelbaren Nähe der Schweiz stammt (er wurde in Pforzheim geboren und lebt in Freiburg i. Br.), bei uns nicht in viel ausgedehnterem Maße gelesen wird, was er durchaus verdiente. Denn er ist nicht nur ein Meister der deutschen Sprache, sondern auch ein Deuter des Menschenherzens von bezwingender Kraft. Die Erzählung z. B., die der Dichter in die Mitte des Bandes gestellt hat und die dem Bande den Titel leihen mußte, gehört zur reifsten Kunst der Gegenwart. — Der Roman „Vorsommer“ von **Karl Vennö von Mechow** erzählt von einem heranreisenden Mädchen, das, aus einer Stadt Süddeutschlands stammend, auf einem Landgute in Norddeutschland einen Vorsommer der Liebe erlebt. Die innere Komposition des Buches ist durch den Umstand etwas gefährdet, daß der Zeichnung von Nebenfiguren etwas zuviel Raum zugestanden und dadurch die Aufmerksamkeit vom Thema abgelenkt wird, aber das Wesentliche selbst ist mit vollendetem Bartheit der seelischen Durchdringung dargestellt, so daß die Lektüre einen wirtschaftlichen Gewinn bedeutet. — In dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ schildert **Heinrich Zillig** das Schicksal von Auslanddeutschen in Siebenbürgen in den ersten zwei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, und er widmet sein Buch auch „der auslanddeutschen Kriegsgeneration“. Er selbst ist, Sohn eines Beamten in einer Fabrikiedelung, in der Nähe Kronstadts aufgewachsen und hat dort „gleichsam in einem Spiegel das zusammengezogene Bild des ganzen Raumes von Kind auf vor sich gesehen, durch den sich der Roman erstreckt“. Er will in seiner Darstellung alles Wesentliche getreulich schildern, und sie erweckt auch in ihrer sorgfältigen Gestaltung und klaren Offenheit Vertrauen. So liegt in dem Buch ein Dokument einer Zeit und eines Raumes vor, das wir gerade heute nicht ohne Bewegung zur Hand nehmen. Die verantwortlichen Staatsmänner verfügen am grünen Tisch über Länder und Landstriche — was dies für Wohl und Wehe des Schicksals ungezählter einzelner Familien und Menschen bedeuten kann, besonders

wenn sie Grenzländern und „Minderheiten“ angehören, wird einem bei der Lektüre dieses Romanes zum tiefen Eindruck.

Neben den Bücherreihen, die wertvolles, den Tag überdauerndes Lesegut wahren, stehen die Sammelbände mit kleinen Proben der Jungen und Jüngsten. Im Verlag F. A. Herbig gibt Wolfgang Beyerbach unter dem Titel „1940“ einen Band „Junge deutsche Prosa“ heraus. Er umfaßt Proben novellistischer Erzählungskunst von 25 Autoren, von denen 20 im Zeitraum zwischen 1900 und 1910 geboren sind. Die meisten von ihnen sind, nach Ausweis des willkommenen Verzeichnisses der Personalien, „Schriftsteller“ — sie wissen um ihre Verantwortlichkeit im Dienste am Schrifttum. Dazu hat der Herausgeber die Einsendungen gesiebt. Er entschloß sich „zu dem, was am reinsten — wie uns vorkam — das Alltägliche mit dem Dauernden verknüpft“. So ist ein Band entstanden, den man gerne allen empfiehlt, die es als besonders reizvolles Unterfangen empfinden, aus frühen Leistungen auf künftige Taten zu schließen. Sie werden sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß im deutschen Schrifttum viele gute Kräfte am Werk sind. — Einen ähnlichen Band veröffentlicht im Gründsberg-Verlag (Berlin 1939) Wilmont Haade unter dem Titel „Die Luftsäule, Stelldeichlein kleiner Prosa“. Hier sind es 28 Autoren mit je drei Beiträgen, und in einem besondern Abschnitt findet man die „Auskunft eines jeden über sich“ (die unvermeidlich recht verschiedenartig ausgesunken ist). Was diesen Band aber vom vorgenannten unterscheidet, ist der Umstand, daß er nicht novellistische Erzählungskunst, sondern Feuilleton-Prosa sammelt. Das Feuilleton — erst in den letzten Jahrzehnten durch die Entwicklung der großen Zeitungen zur vollen Bedeutung erwachsen — ist eine Dichtungsgattung für sich, der Feuilletonist ein Geistesarbeiter eigener Prägung. „Wir wollen uns“, erklärt Wilfrid Bade in einem den Band abschließenden, selbst recht feuilletonistisch gewendeten Aufsatz über das deutsche Feuilleton, „frank und frei dazu bekennen, daß es die große Liebe zu den kleinen Dingen und der Glaube an den Augenblick sind, die uns das Große und Ewige erleben und beschreiben lassen“. Wer über das Wesen des Feuilletons ins Klare kommen will, findet in diesem Buche eine unerlässliche Materialsammlung, und wer es als schlichter genießender Leser aufschlägt, eine Fülle feiner, geistvoller Aperçus, die man ja nicht in großen Mengen auf einmal genießen kann und soll, aber die einen immer wieder in einer verlorenen Stunde zu stiller Beijnnung rufen. — Wertvolle kleine Prosa reicht uns auch immer wieder die rüstig forschreitende Sammlung des Verlags von Philipp Reclam jun. in Leipzig. Über sie ist nichts Neues zu sagen, „Reclam“ ist uns ja längst ein fester Begriff. Es sei nur auf einige der neuesten Erscheinungen der Sammlung hingewiesen. Es ist neuerdings herausgekommen: „Die Dorfmusik“, Erzählung von Ernest Claes (aus dem Flämischen), „Unvergängliche Erinnerung“ von Rudolf G. Binding (eine Auswahl aus der Biographie „Erlebtes Leben“), „Wie Grete aufhörte ein Kind zu sein“ von Hans Grimm (die meisterliche Erzählung aus Südafrika), „Eines Menschen Sohn“ von Gertrud Fühnegg (eine Tiroler Erzählung), „Der Siebenpunkt“ von Kurt Arnold Findeisen („Kleiner Roman eines heiteren Tages“), „Alpennovelle“ von Hans Deissinger (eine eindrucksvolle Erzählung des aus dem Sudetenland stammenden und jetzt bei Salzburg lebenden Dichters). Hübsch und sehr willkommen sind in allen diesen Bändchen die Geleitworte, die ohne Aufdringlichkeit näheren Aufschluß über die Dichter und ihr Werk vermitteln: man hat hier zuverlässiger als in manchen Handbüchern das Wichtige beieinander. — Der Verlag Reclam bietet aber auch Neuausgaben älterer literarischer Werke. So hat er 1938 in einem schön gedruckten und mit Holzschnitten von Karl Stratil geschmückten Bande Scheffels *Ellehard* neu aufgelegt, ein Buch, das ungezählten jungen Schweizern einen ersten lebendigen Einblick in eine vergangene Zeit der Heimatgeschichte gewährt hat. — Eine sehr feine Gabe des Verlages Reclam ist die ebenfalls 1938 erschienene Neuausgabe von Gottfried Kellers „Sieben Legenden“. Fritz Fischer hat das entzückende Bändchen mit 38 dem Text glücklich entsprechenden, zierlichen Zeichnungen geschmückt. Es ist wie gemacht, als zarte Aufmerksamkeit geschenkt zu werden.

Ich füge dieser Anzeige noch den Hinweis auf zwei Neuausgaben schweizerischer Verleger bei. „Sieben ausgewählte Märchen und Legenden“ von Hans Reinhardt sind unter dem Titel „Das Gärtlein des stillen Knaben“ im Verlag A. Vogel,

Winterthur 1940, erschienen, und Berta Tappolet hat der Ausgabe einfühlsam eine Reihe von Illustrationen beigesteuert. Diese Märchen und Legenden sind sehr zart und behutsam abgewogene Schöpfungen, sprachlich von scheuer Zurückhaltung und seelisch stark erfüllt. Möchte diese Botschaft aus Dichters Länden manchen Liebhaber auch zu den übrigen Dichtungen Hans Reinharts geleiten, die alle etwas im Verborgenen blühen und nur leise reden. Aber hat man einmal ihre Stimme vernommen, so bleibt sie einem im Ohr haften — man spürt das geheimnisvolle Innere, aus dem sie kommt. — „*Mir wei eis uf Lüchelstüh*“ ist der Titel einer Neuausgabe des Briefwechsels zwischen **Jeremias Gotthelf** und dem Amtsrichter **Joseph Burkhalter**, die — mit Nachwort und Anmerkungen von Hans Bloesch — im Verlage von Albert Büst, Zürich 1940, erschienen ist. Die Briefbände der kritischen Gesamtausgabe Gotthelfs lassen etwas auf sich warten, was beileibe kein Vorwurf sein soll, sind wir doch, was die Edition unserer großen Schweizer betrifft, nicht verwöhnt (Spitteler!!!). Wir haben im Gegenteil allen Grund, uns zu freuen, daß für Gotthelf schon so viel und Gutes geschehen ist. Aber gleichwohl ist es verdienstlich und dankenswert, daß wir hier in dieser sauberen und sorgfältigen Ausgabe einen Vorgeschmack der Freude bekommen, die uns erfüllen wird, wenn wir einmal die Gesamtheit der Briefe Gotthelfs werden besitzen dürfen. Denn er war mit seiner Unmittelbarkeit und Hemmungslosigkeit ein herrlich temperamentvoller Briefschreiber, so völlig dem Augenblick hingeben, daß Hans Bloesch warnen muß: Gotthelfs Briefe sind als literarische Zeugnisse nur mit aller Vorsicht heranzuziehen. Zum Reize dieses Briefwechsels gehört es aber auch, daß der Partner, der um zehn Jahre ältere Kleinbauer Joseph Burkhalter, eine stark geprägte Persönlichkeit war. „Keinem andern Freunde hat Gotthelf sein innerstes Fühlen und Denken so rückhaltlos erschlossen, erklärt Hans Bloesch. So wird der Band nicht nur zu einem Dokument der Zeit vor hundert Jahren und der Gotthelf-Biographie, sondern erregt auch heute noch unmittelbares menschliches Interesse. Denn mögen die Seiten sich auch wandeln, das Menschliche besteht.“

Carl Günther.

Zwei Bücher über das Tessin.

Giuseppe Zoppi: Mein Tessin. Verlag Rascher, Zürich 1941.

Wer möchte nicht des Vorzugs genießen, von einem namhaften und wohlunterrichteten Tessiner durch Tal- und Ortschaften unseres unvergleichlichen Südens geführt zu werden? In diesem Buche wird uns diese Freude zuteil. Zoppi, der sich in der Widmung seltsamerweise von dem zeitlebens (auch geistig) heimatlosen Rilke den Wert der Heimat ans Herz legen läßt, geleitet den Leser in schlichten, aber gerade deshalb reizvollen Schilderungen vom südlichsten Zipfel nach dem Norden der einstigen ennetburgischen Vogteien, also sinnreich in derselben Richtung des Bodenringens, in der die Römer einst das Tessin besiedelt und ihrer Kultur gewonnen haben. Daß der Verfasser dabei, wie er ruhig betont und betonen darf, von seinen „persönlichen unmittelbaren Eindrücken“ ausgeht und sich von aller akademischen Lehrhaftigkeit fernhält, macht die Lektüre des Buches ganz besonders zum Vergnügen. Bilder der Landschaften und hervorragender Mitbürger, wie z. B. Bala, Chiesa, Motta, wechseln ab mit geschichtlichen Erinnerungen und erdgeborenen Legenden, mit Beduten von Städten und Schlössern und einer anregenden Führung durch seine geliebten, so liebenswerten arm-reichen Bergnestchen. Diese Seiten wird man zu den besonders wertgebenden zu zählen haben. Da ist Satz um Satz aus eigenem Erfahren geholt, und die kostlichen Einzelzüge! Was haben wir in der Schweiz Eigenartigeres — das muß man immer wieder hervorheben — als unsere Berge und ihre Bewohner, ihre Bebauer und Behüter? Kurz, dieses Tessinerbuch von einem Tessiner, der so anspruchslos-anmutig von seinem Land und seinen Leuten erzählt, darf warm begrüßt werden und wird sich halten.

E. A. Heiniger: Tessin. Ein Bildbuch mit 83 photographischen Aufnahmen. Vorwort von Eduard Korrodi. Verlag Frez u. Wasmuth, Zürich 1941.

Eine Ergänzung zu Zoppis Werk, wie man sie sich nicht schöner und gelungener wünschen könnte. Ist das ein Schwellen vor diesen schlechthin wundervollen, groß-

formatigen Lichtbildern! Mit überraschender Treffsicherheit und Findigkeit ist das wenig oder gar nicht Bekannte, das Unalltägliche und doch Kennzeichnende in Landschaft, Siedlung, Volkstum und Baukunst getroffen und festgebannt. Mitten hinein ins dörfliche Treiben, in den landwirtschaftlichen Betrieb, ins häusliche Leben und Schaffen werden wir da gestellt oder vor die großartigsten Fern- und Rundsichten, manchmal, wenn der naturnahe Sinn des Photographen es gerade will, auch mitten in die Kleinwelt einer Sommerwiese, eines Weinbergs oder eines Seufers. Die Romantik der Felsabstürze, der tollkühnen Burgen, der trostigen Bergtürme und malerischen Kirchen feiert in diesem Bilderbuch Orgien, die grüne Herrlichkeit des Lärchen- oder Ufererlenwaldes Triumph. Heiniger macht unsre Füße förmlich zappeln vor Wandersehnsucht nach dem Cantone der kastanienumstandenen Dörfer und seumlachten Südländerstädte.

Es ist keine bloße Höflichkeit, wenn man auch dem Vorwort von Eduard Korrodi bewundernde Anerkennung zollt. Denn dieses stellt nicht etwa nur eine Vorrede pro forma dar, sondern recht eine Legitimation und eine sehr notwendige. Muß einem doch ein kundiger Führer und Erklärer durch die in ihrer Fülle fast verwirrende Stumme Pracht der mannigfaltigsten Schauen nur willkommen sein. Das Tessin hat eine alte, vielschichtige Historie und Kulturhistorie. Und just im Geschichtlichen und Kunsts geschichtlichen zeigt sich der Cicerone des Vorwortes glänzend beschlagen und auch schlagfertig im plastischen, wohlabgewogenen Wort. Zoppis Heimatbuch wird keineswegs herabgesetzt durch die Feststellung, daß der von außen Kommende das Bezeichnende sicherer herausfindet als der „Eingeborene“, und so weiß uns in der Tat die Einführung mit kennierischem Blick auf das Wesentliche in der Vielfalt der blendenden Erscheinungen hinzulenken, unser geschichtliches Interesse zu wecken und unser Auge für das Besondere des einzelnen Landschaftsausschnittes, des einzelnen Bau- und Kunstwerkes zu schärfen. Sogar die Eigenart der tessinischen Pflanzenwelt wird trotz der gebotenen Knappheit der Darstellung treffend aufgezeigt. Mit Behagen und Gewinn vertraut der Bildgenießer sich darum dem ebenso scharfsinnigen wie feinhörigen Wegbereiter des Vorworts an, der als „Kunstpilger“ auch mühsame Pfade abseits von der Heerstraße offensichtlich nicht gemieden hat und mit kostlichen Beobachtungen und Be lauschungen zu ergözen weiß. Er macht uns mit einem erlesenen Stück Tessin bekannt; und überdies, schon ihm zuzuhören, ist Genuß. Und das will gerade der Tessinwanderer nicht entbehren.

H e l v e t i c u s .

Maler und Musiker.

Paul Cézanne, Briefe. Autorisierte Übertragung aus dem Französischen. Einleitender Text von Gotthard Jedlida. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1939.

Zuerst waren es die Briefe des Van Gogh, die mit ihrer mystischen Kraft weit über die Grenzen Frankreichs hinaus Interesse für ein noch unverstandenes Werk weckten. Sie wirkten zündend, bahnbrechend in ihrer Naturhaftigkeit, und wenige wird es geben, die sich ganz dem Einfluß dieser bis zum Letzten, zum Wahnsinn geiteigerten Künstlerleidenschaft entziehen könnten.

Anders sind die vorliegenden Briefe Paul Cézannes zu betrachten und anders werden sie wirken, denn längst anerkennen wir Cézanne als den Klassiker der modernen Malerei. Er ist ihr stärkster Wille, sowie Renoir ihr feinster Sinn und Monet (nach Cézannes eigenem Ausdruck) ihr feinstes Auge geworden ist.

— Wir kennen das Werk dieses großen Geistes aus dem Kreis der französischen Impressionisten, von den pathetischen, barocken Jugendbildern bis zu jenen der Spätzeit, bei denen alles Zufällige verschwindet und nur noch der gehaltene reife Ernst des Wesens selbst in seiner reinsten Form bleibt. Hier ist er ganz er selbst; hier erkennen wir jene echt Cézannsche forschende, wägende, ja grübelnde Art, für die Schaffen Erkennen ist — und dann erst Gestalten. Und hier sehen wir den Schritt, den er über den Impressionismus hinausging: er wollte das Wesen der Natur erfassen; er wollte sie darstellen, wie sie sei und nicht wie sie scheine. Er wollte beides: Farbe und Form. Und entgegen der Parole der herrschenden Klassizisten wollte er durch die Natur wieder klassisch werden.

Nun kommen wir nach dem Werk, durch die zum ersten mal vollständig veröffentlichten Briefe, als einem authentischen Dokument, dem Menschen Cézanne näher: wir lernen ihn in all seiner bürgerlichen Schlichtheit kennen, hinter der er sein großes leidenschaftliches Herz barg. Seine ganze Seele, seine ganze Kraft und all sein Wollen galt nur seiner Malerei, neben der er im Alter fast den Sinn fürs tägliche Leben verlor. Die Aixer Bürger nannten ihn einen „raté“ und hielten sich zu gut für seine Gesellschaft, und wenn er sich auch nicht um sie kümmerte, so litt er doch Beitlebens unter einem Gefühl der Feindseligkeit von Seiten dieser Menschen. Der Direktor des Aixer Kunstmuseums weigerte sich bis zu Letzt eines seiner Bilder anzukaufen, und der Pariser „Salon“ öffnete sich ihm nie. Doch Cézanne weiß sich groß, wenn er seiner Mutter einmal schreibt: „ich beginne, mich für viel stärker zu halten, als alle, die mich umgeben“. So wurde er zum Märtyrer der modernen Malerei, der einsam, Schritt für Schritt, seinen Weg erkämpfte.

Besonders interessante Streiflichter auf die noch oft mißverstandene Kunst Cézannes zeigen uns die Briefe an Bernard. Dieser, den Cézanne selbst später ein „Bernünftlertemperament, einen mit Museumserinnerungen vollgestopften Intellektuellen“ nannte, konnte den großen Meister vielleicht, trotz seiner leidenschaftlichen Verehrung, nie in seiner ganzen Größe verstehen; andererseits aber reizte Cézanne vielleicht gerade Bernards intellektualisierende Art zur klaren Umbeschreibung seiner eigenen Grundsätze und Ziele. Daher tritt uns in diesem Briefwechsel der krassie Gegensatz zwischen Cézannes einfacher Größe und der komplizierten Ästhetik Bernards besonders deutlich entgegen. Cézanne kennt nur einen Maßstab: seine urechte malerische Empfindung, nur einen Richter: seinen Geschmack. Doch sind das keineswegs vage, neblige Gefühle; er ist im Gegenteil vielleicht der bewußteste, männlichste Künstler seiner Zeit, der sich durch keinerlei Nebenspekulationen („die die Bewunderung der Dummern erregen“) von seiner Einfachheit abbringen läßt, während Bernard sich in einer Kette von endlosen Theorien verstrickt, die zum Teil übernommene Theorien anderer Meister sind, denen er aber seinen eigenen Stempel aufzudrücken nicht vermochte.

Zahlenmäßig fast den größten Teil der Briefe — aber einer früheren Zeit als die an Bernard angehörend — nehmen diejenigen an Emil Zola ein. Mit ihm zusammen genoß er die schönsten Stunden seiner Jugend in Aix en Provence: sie dichteten und begeisterten sich gemeinsam an der herrlichen Gegend, badeten und fischten in der Arc und gaben sich zweifellos gegenseitig viel wirkliche Anregung für ihr späteres Schaffen. Zola ist der Freund, dem er seine ersten künstlerischen Probleme mitteilt und auch der, der ihm später tatkräftig aus seiner pekuniären Not hilft. Allerdings konnte die Art und Kunst Cézannes auf die Länge unmöglich mit der Realistik Zolas übereinstimmen, und es ist einzig dem starken Band gemeinsam verlebter Jugend zuzuschreiben, daß die Freundschaft dennoch dreißig Jahre lang währte.

So können wir an Hand der so echt menschlichen Briefe Cézannes alle Phasen seiner inneren Entwicklung mit erleben. Als gutes verlebendigendes Hilfsmittel dienen noch zahlreiche Photographien nach dem Leben, nach Bildern und nach Landschaften, die er gemalt. Vor allem aber ist die eingehende und umfassende Einleitung Gotthard Jedlickas hervorzuheben; sie ermöglicht es jedermann, sich ein klares und lebendiges Bild von Cézannes Kunst und Persönlichkeit zu machen.

Gertrud Guyer.

Max Millenovich-Morold: Dreigestirn. Wagner, Liszt, Bülow. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1940.

Dem Wiener Wagnerkenner verdanken wir schon das hier besprochene ausgezeichnete Werk über Cosima Wagner. „Dreigestirn“ schildert in stets fesselnder, zuverlässiger Weise das Leben Richard Wagners, Franz Liszts und Hans von Bülows. Ihre Schicksale, deren Wirklichkeit spannender ist als es blühendste Erfindung ausmalen könnte, berühren sich nicht etwa bloß zufällig: jedes der drei Gestirne, sei es Sonne oder nur Nebenmond, zieht mit dem andern eine notwendige Bahn, die es über dem bodenlosen, ewigen Abgrund schwappend hält. Dieser gegenseitigen Unentzweckbarkeit widerpricht es keineswegs, wenn die Berührung Wagners mit v. Bülow ebenso tragisch wie fruchtbar ausfiel oder Wagner und

Liszt in manchem ganz gegensätzliche Naturen waren. Der Verfasser hat all' dies feinfühlig herausgearbeitet und so den gewaltigen, wenn auch zumeist bekannten, aber in zahlreichen Quellen allzu zerstreuten Stoff oft in neuem Licht erscheinen lassen. Ein Einziges vermissen wir: näheres Eintreten auf die Werke. Zahlreiche Namen, manche biographischen Einzelheiten könnten eher verschwinden. M. setzt die Kenntnis der Tondramen voraus, was er keineswegs dürfte. Denn selbst in den „gebildeten Kreisen“ muß diese gewährte Kenntnis zum mindesten berichtigt und aufgefrischt werden. Wenn M. auf Seite 396 sagt, heute sei sich jeder-mann über Oper und Drama im reinen, so ist dies ein gutgemeinter, aber völliger Irrtum. Ist das Buch für Zehntausende von Lesern bestimmt — die wir ihm wünschen — dann müßte auf Sinn und Stil der Werke eingetreten werden. Wer diese wirklich kennt, brauchte heute kaum eine neue Biographie! Hier und da wird der Verfasser seiner Voraussetzung untreu und beschönkt den doppelt dankbaren Leser mit knappen, aber vorzüglichen Bemerkungen über bestimmte Werke Wagners und Liszts, so z. B. über die *Columbus*-*Üverture*, den *Pariser Tannhäuser*, die „*Années de pèlerinage*“.

„Kleine Schönheitsfehlerchen wären wohl zu berichtigen. Wenn Liszt vor-schreibt, seine „*Harmonies poétiques et religieuses*“ seien „avec un profond sentiment d'ennui“ vorzutragen, meint M., das heiße „Mit Überdruß, mit innerem Widerstreben“: er verkennt das alte französische „ennui“ das vielmehr Sehnsucht bedeutet. Wenn er es ferner schon in der Cosima-Biographie nicht nötig fand, die schweizerische Ahnfrau Cosimas zu erwähnen, so durften wir hier nicht erwarten, die Namen Gulbinmann und Huguenin zu finden. Von einem Wiener brauchen wir uns folgenden Satz kaum vorwerfen zu lassen (S. 324): „Die Schweiz war damals noch nicht das gelobte Land der Juden in Mitteleuropa“. Es wäre, nebenbei gesagt, innigst zu wünschen, daß es in Großdeutschland nicht Mode würde, die früher manchmal wohl eher überschätzte Schweiz zu verkennen. Es genügt nicht, wenn z. B. Norddeutsche, die „mir“ und „mich“ verwechseln, uns richtige Orthographie lehren und ihr unsere landesübliche Schreibart opfern; „Züricher“ und „Baseler“ zu sagen, beweist noch lange nicht, daß man vom Wesen dieser Städte etwas weiß. Diese Bemerkung gilt nicht Millenkovich, obwohl auch er vorsichtiger in den schweizerischen Erwähnungen sein dürfte. Wer die sanguinische Sprunghaftigkeit Wagners und seine sich sehr oft ganz widersprechenden impulsiven Briefe noch nicht Jahre-, ja Jahrzehntelang beobachtet hat, müßte betroffen sein, auf S. 341 eine herausgegriffene Stelle zu lesen: „... ich lebe ein unbeschreiblich nichtswürdiges Leben! ... Kennst Du Zürich? Ich muß hier wahnsinnig werden, es ist nicht anders möglich!“ Wenn der Leser sich hiebei z. B. an die rührend schöne Preisung der Schweiz (S. 279) durch den gleichen Wagner erinnert — dann ist alles gut; aber wird er sich erinnern?

Wir würden keinen Zweifel äußern, wäre uns das Buch gleichgültig und schiene es uns nicht ausgezeichnet berufen, künftig allen, namentlich auch allen Familien, die bedeutsamsten, weitestwirkenden, aufregendsten Taten der Dichtung, Musik und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts spannend nahezubringen.

Karl Alfonso Meyer.

Richard Lüterscheid: Hugo Wolf, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Potsdam 1939.

Die von Herbert Gerigk ins Leben gerufenen Lebens- und Schaffensbilder großer Musiker „Unsterbliche Tonkunst“, von denen schon beinahe ein Dutzend erschienen sind, eben so schmuck in der Form als anregend und bereichernd im Inhalt — ich verweise nur auf Prof. Hellerers Darstellung der Künstlerpersönlichkeit Puccinis — vermehrte sich gegen Ende des vergangenen Jahres um ein Hugo Wolf gewidmetes Bändchen aus der Feder Richard Lüterscheids in Essen. Auf 120 Seiten bringt der Verfasser es fertig, Leben und Werk des großen Liedmeisters in fesselnder Weise vor dem Leser erstehen zu lassen, wobei er wohl aufbaut auf die umfassenden Biographien Wolfs von Decsey und Newmann, aber, aus einem etwas veränderten Gesichtswinkel heraus, den beiden jüdischen Gewährsmännern gegenüber, eine schärfere Beleuchtung der Umwelt des Künstlers gewinnt, begünstigt hierin auch von der größeren zeitlichen Distanz, die uns von den zwei Jahrzehnten (1876-1897) der erstaunlichen, oft vulkanischen Produktivität Wolfs trennen. Es ist auch hervorzu-

heben, daß Litterscheid, dessen Darstellung in trefflich klaren Analysen gipfelt, dank der Veröffentlichung von vier Nachlaßbänden (durch Robert Haas und Helmut Schulz) 37 bisher unbekannte Lieder, darunter gerade die Jugendlieder, in seine Untersuchung einbeziehen kann und dadurch besonders den Werdegang des Meisters recht eindrücklich zu schildern vermag. Wolf, der reflexiv Schaffende, ließ sich den Stil seiner Lieder durch den Text diktionieren, sein Komponieren bedeutete, wie Litterscheid sich ausdrückt, die „vollständige Auswertung des Textes durch den musikalischen Formverlauf“. Wenn ihn dieses Vorgehen als Jünger Wagners erscheinen ließ — er wurde schon zu Lebzeiten als der „Wagner des Liedes“ bezeichnet und machte aus seiner unbegrenzten Verehrung für den Bayreuther Meister, mit dem er noch persönlichen Kontakt gewonnen, kein Hehl —, so zeigt doch Litterscheid, was auch schon Karl Heckel in einer Sonderstudie dargetan, daß die Dinge hier nicht so einfach liegen. Wolf, der vorwiegend lyrisch organisiert war, ging nicht, wie Wagner, von der Grundstimmung, der Atmosphäre einer textlichen Unterlage aus, um diese in reinmusikalischen Formen sich ausleben zu lassen. Er verstand, wie Litterfeld zutreffend sagt, die Vertonung eines Gerichtes lediglich „als eine durch die Musik erhöhte und geweitete Form eben dieses Gedichtes“. Man könnte über dieses Prinzip diskutieren, wenn nicht die herrlichen Mörike-Lieder, das „Spanische“ und das „Italienische Liederbuch“, den Beweis erbrächten, daß solch ein Prinzip, sofern es eben das fatale „Muß“ des Genies darstellt, sich siegreich durchzusetzen vermag. Als Bilanz bleibt der Welt ein Kranz einzigartiger Kunstwerke, die sie nicht mehr missen möchte.

Während der drei Jahre 1884—1887 betätigte sich Wolf auch als Musikreferent im „Wiener Salonblatt“, einem Organ, dessen Niveau etwa aus dem Titel ersichtlich ist. Die Wolfschen Beiträge über das zeitgenössische Musikleben verleihen dem Blatte nun eine posthume Bedeutung, die seine Herausgeber kaum geahnt haben. Litterscheid widmet diesem Schaffenszweig Wolfs einen der anziehendsten Abschnitte seines Buches. Mit der Leidenschaft des echten Künstlers hat der Referent des „Salonblatt“ die Belange der Tonkunst verfochten, und wenn er oft eher als erstaunliche Sensation, als enfant terrible, wirkte und gegen den Wiener Rezensenten-Papst Eduard Hanslick nicht aufzukommen vermochte, so zögert dagegen die heutige Musikwissenschaft (Litterscheid, Kurt Barnes in einer Spezialstudie) keinen Augenblick, ihm als Kritiker gegenüber Hanslick die Palme zu reichen.

Ein Literatur- und ein Werkverzeichnis vervollständigen den Wert der Publikation, der auch einige Bilder und Faksimile beigegeben sind. Aus dem Werkverzeichnis ist u. a. ersichtlich, daß an noch nie aufgeführten Werken des Komponisten vorhanden sind: ein Intermezzo für Streichquartett und ein Scherzo und Finale für großes Orchester. Sie sollen so bald als möglich der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden.

Max Fehr.

Militärische Neuerscheinungen.

Friedrich von Rabenau: Seect, Aus seinem Leben 1918—1936. Verlag v. Hase & Köhler. Leipzig 1941.

So tröstlich man es empfunden haben mag, daß Schließen den Marnefeldzug 1914 nicht mehr erleben mußte, so bedauerlich erscheint das Ableben Seects bevor die Früchte seiner Arbeit im gegenwärtigen Kriege zu voller Reife kamen. Obgleich sein Rücktritt nunmehr schon anderthalb Jahrzehnte zurückliegt, sind die derzeitigen Erfolge der deutschen Wehrmacht ohne ihn und seine organisatorischen sowie vor allem seine erzieherischen Leistungen nicht zu denken. Der zweite Band der Seect-Biographie von General von Rabenau erhärtet diese Tatsache in meisterhafter Weise; denn in ihr kommt im Besonderen das ureigenste Lebenswerk Seect's, die Schaffung der Reichswehr, zur Darstellung. Nur ganz wenige Menschen vermögen in so verworrenen Zeiten, wie die Jahre nach dem Weltkrieg es waren, zielklar einen Weg zu sehen und ihn entschlossen, sich durch nichts beirren lassend, zu beschreiten. An Hemmissen und Anfeindungen hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber gerade sie haben die Seect'sche Denkweise geläutert und seinen Willen gestärkt. Und als Seect dann schließlich doch weichen mußte, konnte er mit der Gewissheit weg-

treten, daß sein Werk trotz seines Ausscheidens nicht untergehen, sondern weiter wachsen werde. Die äußere Form der von ihm unter dem Drucke von Versailles geschaffenen Heeresorganisation wurde zwar nach einiger Zeit geändert, aber der Geist, den er der Reichswehr — man kann sie mit Zug und Recht seine Reichswehr nennen — gegeben hatte, blieb bestehen und ermöglichte den Aufbau der neuen Wehrmacht. Wenn es einem Menschen vergönnt ist, seine Persönlichkeit über alle nach seiner Zeit kommenden Veränderungen hinaus, so sehr nachwirken zu lassen, dann erscheint er ohne besonderes Zutun als der Größte einer. — Der endgültige Zusammenbruch des Versailler Systems gab General von Rabenau schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Möglichkeit, die Aufzeichnungen des Generalobersten, sowie zahlreiche Dokumente zu veröffentlichen und dadurch sehr deutlich aufzuzeigen, was sich sonst zunächst nur hätte ahnen lassen. Die Darstellung läßt erkennen, wie turmhoch Seeckt über dem Tagesgezänk gestanden hat, wie er dadurch, daß er einerseits als Soldat, dem jedes eigene Machtstreben ferne lag, Gehorsam, Pflicht und Verantwortung über alles wertete und andererseits selten weitblickend war, zum Wegbereiter für die neue Zeit werden konnte. Schließlich schildert Rabenau auch den hochgebildeten und im besten Sinne kultivierten Menschen, den kein Hauch von jener Einseitigkeit umgibt, die Laien den Generalen so gerne andichten. — So wie uns Seeckt in einem seiner lebenswertesten Werke Moltke als ein Vorbild schilderte, so wird er selbst seiner Nachwelt Vorbild werden.

Hauptmann M. Brunner: Der Nahkampf. Morgarten-Verlag. Zürich 1941.

Das Erfreuliche an dem Buche Brunners ist, daß in der Flut der Veröffentlichungen über militärtechnische Belange wieder einmal etwas erscheint, das sich mit der Ausbildung befaßt, und überdies mit der Ausbildung in jenem Bezirke, in welchem die soldatischen Qualitäten allein entscheidend sind. Der Schwierigkeit, Weisungen für eine solche Ausbildung zu geben, geht Brunner dadurch geschickt aus dem Wege, daß er in der Hauptsache Bilder sprechen läßt. Was geschrieben steht, ist mehr nur Begleittext zu den über 100 guten Illustrationen. Das Buch kann von großem Nutzen sein, wenn nicht allzu eilig Schematiker sich seines Inhalts bemächtigen und das daraus vertreiben, was die Nahkampfausbildung allein sinnvoll machen kann: Die Entwicklung nicht in erster Linie militärischer, sondern soldatischer Werte.

Gustav Dänicke.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Barth, Heinrich:** Der Sinn der Demokratie. Vortrag. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1941. 32 Seiten, Fr. 1.—.
- Barth, Heinrich:** Der Schweizer und sein Staat. Vortrag. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1941. 30 Seiten, Fr. 1.—.
- Brunner, Emil:** Der Mensch im Widerspruch. Die christliche Lehre vom wahren und vom wirklichen Menschen. 3. Auflage. Zwingli-Verlag, Zürich 1941. XV, 572 Seiten, Fr. 18.50.
- Eschmann, Wilhelm:** Der Aufstieg Italiens zur Großmacht und zum Imperium von 1871 bis zum Kriegseintritt gegen die Westmächte. Walter de Gruyter, Berlin 1941. 104 Seiten, M. 1.62.
- Fehr, Hans:** Erstautes und Erdachtes in bewegter Zeit. Paul Haupt, Bern 1941. 37 Seiten, Fr. 2.—.
- Feist, Ernst:** Die landwirtschaftlichen Produktenpreise in Beziehung zu den kriegswirtschaftlichen Maßnahmen. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1941. 28 Seiten, Fr. 1.—.